

# Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater

u n d

M o d e.

Dinstag, den 7. October 1823.

120

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen Viertel. um 15 fl., halbj. um 30 fl. und ganzjährig um 60 fl. W. W. dann ohne Kupfer Viertel. um 7 fl., halbj. um 14 fl. und ganzjährig um 28 fl. W. W. bey A. Strauß (Bureau des österreichischen Beobachters) in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 33 fl. halbs- und 66 fl. W. W. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Die beyden Vettern.

(Fortsetzung.)

Bevor jedoch die Tante etwas für Herrmann that, wollte sie wissen, ob er es verdiene. Zu dem Ende vereinigte sie das nächste Mal, als Herrmann bey ihr zu Mittag speisen sollte, den Rector der gelehrten Schule, einen furchtbaren Grammatiker — und den Besitzer der ersten Apotheke in der Hauptstadt, als Botaniker und Chemiker gleich berühmt. Ihnen entdeckte sie den Plan, Herrmann ganz unvorbereitet zu prüfen, und von ihrer vieljährigen Freundschaft durfte sie schonungslose Wahrheit, wie sie wünschte, erwarten. Feindinn aller Umschweife, erklärte sie daher dem Jüngling, als er eintrat, was ihm hier bevorstehe, und wie es sein eigener Schade sey, wenn er von seinem Fleiß und seinen Kenntnissen ihr zu viel gesagt und also mit Schaden bestehen werde. Herrmanns Antwort verrieth Fassung, Bescheidenheit und Verstand. Er sey keineswegs geeignet, bey den wenigen Einsichten, deren er sich rühmen könne, solchen furchtbaren Richtern gegenüber zu stehen, auch hätte er nicht zu übersehen, daß bey seinem mehrjährigen Aufenthalt in der Fremde und auf dem Lande ihm die neuesten botanischen und chemischen Entdeckungen fremd geblieben seyn müßten. Er könne daher in den beyden letztern Wissenschaften nur über die Hauptprincipien und die Geschichte der Wissenschaft, so wie über die merkwürdigsten Systeme und die abweichendsten Meinungen Rechenschaft geben. „Ja, Vetterchen,“ — rief die Tante entzückt über den Beyfall, den die beyden Gelehrten seiner Antwort gaben, — „ja, Vetterchen, das habe ich mir gerade so ausgedacht; ohne Vorbereitung, ohne Bücher zum Nachschlagen, da muß es klar werden, ob du was gelernt hast, oder nicht. Vor allen Dingen will ich wissen, wie es mit den alten Sprachen bey dir bestellt ist, denn ich habe nicht vergessen, daß unser Oheim, der gelehrte, selige Mauritius von Else, immer sagte: er könne sich durchaus keinen Gelehrten denken, in welchem Fache des menschlichen Wissens man immer

wolle, ohne Kenntniß der alten Sprachen; wenigstens der lateinischen. Mein alter Freund hier, der Herr Rector, hat deßhalb die Güte gehabt, ein Paar Büchelchen mitzubringen, die uns darüber in's Klare setzen können, und ich bitte ihn nur sofort anzufangen. Der Rector, gründlich bis zur Pedanterie, verfuhr scharf mit dem Candidaten. Indesß dieser blieb nichts schuldig und exponirte die vorgelegten griechischen und lateinischen Autoren so fertig, erläuterte sie grammatisch, archäologisch und antiquarisch so befriedigend, daß der alte Mann ihm ein „bene dixisti“ über das andere zurief, und als sich Herrmann endlich auch noch zum lateinisch Sprechen erbot, und sich hierin recht tüchtig geübt zeigte, da ward ihm ein lautes, „optime, dilectissime fili“ zu Theil und er mit einer Umarmung des alten Schulmannes beehrt, die er in diesem Augenblicke nicht gegen die des blühendsten Mädchens vertauscht haben würde. Die Reihe kam nun an die Botanik und Chemie. Herrmann hatte selbst angegeben, wie weit er sich hinein gewagt habe, und die Natur der beyden Disciplinen brachte es mit sich, daß in einem Zeitraume von ein Paar Stunden nur das Wesentlichste berührt werden konnte. Indessen hatte die Kluge Tante doch mehrere inländische und fremde Gewächse herbeygeschafft, die Herrmann untersuchen und deren Beschreibung nach botanischen Grundsätzen niederschreiben mußte. Hierin, als seiner Lieblingswissenschaft, war er ganz zu Hause, und als endlich die Prüfung geschlossen ward, und die Tante das Gutachten der beyden Examinatoren einholte, so fiel es dahin aus, daß Herrmann ein sehr offner Kopf, mit trefflichen Vorkenntnissen ausgerüstet, und nichts mehr zu wünschen sey, als daß ihm die Gelegenheit gegeben werde die so schön begonnene Laufbahn fortzusetzen. Die Tante, nicht weniger heftig in ihrer Zärtlichkeit als in ihrem Zorn, war so überrascht, daß ihr ein Strom von Freudenähren entstürzte. Sie riß den hoffnungsvollen Nissen an ihre Brust, würgte ihn aufs liebevollste, und nannte ihn die Freude ihres Alters, den Wiederhersteller des Glanzes ihrer Familie, der durch den gelbhaarigen Esel — sie zeigte nach der Straße, in welcher Ludwig wohnte — ganz verblieben sey. Als die beyden Männer sich empfahlen hatten, öffnete sie ihre Chastouille, nahm fünfzig blanke holländische Ducaten, die sie in ein grün sauberes Beutelchen steckte, und Herrmannen in den Busen schob. „Da nimm das für die ausgestandene Angst; kleide dich so sauber, als es unter euch jungen Leuten Mode ist; für deine Wäsche Sorge ich, so wie ich von heut an alle Collegien an der hiesigen Universität bezahle, die du hören mußt. Und daß du's weißt, morgen ziehst du hierher, denn nicht eine Stunde mehr sollst du mir bey dem hasenherzigen Flachskopf bleiben.“ —

„Verehrte Tante“ — fiel Herrmann ein — „Ihre mütterliche Liebe rührt mich unaussprechlich, aber verderben Sie Ihr schönes Werk nicht durch eine Bedingung, die mir unmöglich zu erfüllen ist. Ich verlasse den Better Ludwig in den nächsten zwey Jahren auf keine Weise.“ —

„Wetterjunge!“ —

„Zürnen Sie nicht, ich darf nicht anders. Ich wäre Ihrer Güte unwerth, wenn ich mich gegen den Better undankbar zeigte. Er hat mich aufgenommen, gekleidet, beherbergt, als ich mit ein Paar Groschen in der Tasche in meine Vaterstadt kam, und niemand sich um mich kümmerte. Die Gefälligkeiten, die ich ihm erweisen konnte, sind so nichts bedeutend, daß ich mich schämen würde,

ihrer zu erwähnen. Für so viel Wohlthaten, die er mir seit drey Monden unausgeseht und stets auf die edelste, freundlichste Weise erzeigt, hat er sich das Einzige ausbedungen, daß ich mich bemühen möchte, ihm Ihr Herz, Ihr Wohlwollen wieder zuzuwenden. Und während er mich bey Ihnen weiß, er sich vielleicht mit der süßen Hoffnung schmeichelt durch meine Bemühungen Ihnen wieder nahe zu kommen, sollte ich ihn schmähen hören, sein Haus verlassen, seine kleinen Liebhabereyen vernachlässigen und — wenigstens dem Scheine nach — auf die Seite derer treten, die ihm nicht wohlwollen? Nein, auf keine Weise, und Gott verhüte, daß ich mich Ihrer Liebe, seines Vertrauens und meiner selbst so unwürdig zeige!"

„Narr du, der du dir einreden liehest, es sey dem schäßigen Filz um meine Liebe zu thun! Längst hätte er sich die durch nützliche Beschäftigung anstatt seines Schlaraffenlebens gewinnen können, wenn es ihm darum zu thun wäre. Süße Hoffnung sich mir zu nähern — ha, ha, ha — mich zu beerben, wenn ich dumm genug wäre, einen Pfennig in seine Hände kommen zu lassen! Aber —"

„Frau Tante" — fiel ihr Herrmann kurz in die Rede, indem er seinen Hut nahm und nach der Thür schritt — „ich mag nicht länger Schmähungen über einen Verwandten anhören, der, mag er Schwächen haben, mir nie anders als achtungswürdig erschienen ist. Noch viel weniger — er reichete ihr den grünen Beutel — mag ich mir sie bezahlen lassen!" —

„Donner!" — fuhr die Tante heraus, setzte aber gleich nach — „ehrliebe Haut, bleib hier. Zwar hast du Unrecht und bist mit sehenden Augen blind, indessen mit der Zeit wirst du das wohl einsehen lernen. Einstweilen hast du mich dein braves Herz nicht weniger als deinen guten Kopf achten lernen. Geh' in Gottes Namen in deine Wohnung zurück, und nimm mir zu Lieb die lumpigen Paar Ducaten mit. Mit meinem Versprechen bleibt's aber fest, und du kömst drey mal in der Woche zu mir zu Tisch, Sonntags, Mittwochs und Sonnabend. Hörst du? die Hand darauf!" —

Herrmann küßte die dargebotene Hand und eilte nach Haus, voll Freude und Dank gegen den Himmel, der sich seiner so sichtlich angenommen. Herr Ludwig hörte ihn klingeln und ließ ihn bitten, doch ja gleich zu ihm zu kommen. „Stell dir vor, Herrmann" — rief er ihm in Thränen entgegen — „was mir für ein Unglück passirt ist!"

„Um's Himmels willen, Sie erschrecken mich; was denn?"

„Ich hatte mich auf die Bergere gelegt um auszuruhen, nachdem ich den ganzen Morgen Filet gestrickt, daß mir die Finger schmerzten, und in der Sonnenhitze wenigstens zwanzig Pfund Potpourri gemacht hatte, so, daß mir der Kopf ganz schwach war. Ich wusch mich mit Rosenwasser, und weil mich die Lippen vom Salzstaub brennten, so strich ich mir sie mit Traubenpommade à la Ciprés und schlummerte sodann ein. Was geschieht! Ein fürchterlicher Spectakel weckt mich; Jacobine, mein Lieblingsäffchen, hat sich seinen Käfig aufgehakt, ist auf die Console gesprungen und läßt sich die pommade à la Ciprés trefflich schmecken. Ich will ihn haschen, er springt fort, reißt mit seinem langen Schwanz die Rosenwasserflasche herunter, die in tausend Stücke zerbricht. Nun werde ich wild, und schlage nach ihm, versehe ihn aber und treffe la vierge incomparable, sie stürzt und reißt meine beyden Pagoden, meine

Kostbaren Magots de la Chine sich nach. Mein Liebling, der die Zunge heraushängt und mit dem Kopfe dazu wackelt und von dem die Tante, als sie noch gut war, immer behauptete, ich sehe ihm zum Sprechen ähnlich — der ist, dem Himmel sey Dank! unbeschädigt, aber Schwarzel im Kasten hat ein Ohr verloren, und die vierge incomparable — morsch entzwey!”

„Beruhigen Sie sich, lieber Vetter; ich hoffe alles wieder gut machen zu können. Die vierge incomparable ist auf dieses Jahr freylich verloren; indessen die theure Zwiebel bleibt Ihnen ja doch; auch habe ich eine in meinem Zimmer bis zur Blüthe gebracht, die ich Ihnen zu Ihrem Geburtstage überreichen wollte, und die dreyzehn Glocken mehr hat als die verunglückte. Die Rosen-Essenz und die Pommade à la Ciprés koche ich noch heut, und wenn Schwarzel nur ein Ohr verloren hat, so stelle ich ihn bestimmt wieder her, da ich ja den echt porcellanen ohne Gefahr in's Feuer bringen darf.”

„Ach du gibst mir das Leben wieder” — rief Herr Ludwig entzückt — „aber nun sag, was du so ewig lang bey der Tante gemacht hast?” Herrmann erzählte, wie alles gekommen, was er alles bestanden, so wie welchen Streit er mit der Tante der Wohnung wegen gehabt. „Und was hast du beschloffen?” — fragte ihn Herr Ludwig — „wo wirst du in's Künftige wohnen?”

„Wo? Nun bey Ihnen, bester Vetter. Ich werde Sie doch nicht verlassen, wenn Sie mich nicht wegjagen.”

„W e g j a g e n” — meinte der Vetter, das Wort stark betonend — „bewahre Gott — indessen — ich meinte nur so — da die Tante dir es anbietet — du könntest deßhalb immer bey mir aus- und eingehen, deine kleinen Geschäfte besorgen. —

Herrmann ward blutroth, indeß der Vetter mit der Tabaksdose spielend auf den Boden sah.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Über die landschaftsmalerische Bedeutung der Inseln.

Malte Brun macht in einer Beurtheilung der Recherches historiques sur Angers et le Bas-Anjou, par M. Bodin etc. (im Journal des Debats vom 15. September) bey Gelegenheit der schönen Loire-Inseln, folgende treffliche Bemerkungen, die wir bloß am Ende etwas verändert und mit einigen angemessenen Zusätzen begleitet haben.

„Man erinnere sich, daß Virgil und Ovid um die Wette geeifert zu haben scheinen, wer die schönste Schilderung des griechischen Archipels entwerfen würde, die Anhänger des Classischen und Verächter des Romantischen werden es uns also wohl vergeben müssen, wenn wir bey dieser Gelegenheit eine Untersuchung über die Quelle dieses Behagens anstellen, das der Anblick einer auch nicht sehr malerischen Insel vor allen andern landschaftlichen Ansichten in uns erregt.”

„Eine Insel bietet dem Auge, wie dem innern Sinne (der Einbildung) einen bestimmter umrissenen Gegenstand als irgend eine Parthie des festen Landes dar; eine Insel hat so zu sagen Individualität, und verschmilzt nicht in der allgemeinen Masse der schönen Natur; wir können ihre Formen und

Umriffe verfolgen, und mit unserer Einbildung ein eben so vollkommenes Bild von derselben, wie von einer Person, einer Statue, einer isolirten Gestalt in einem Gemälde, entwerfen."

„Ein von dem Azur eines Sees, oder den tiefdunkeln Fluten des Oceans umsäumtes Eiland gibt schon an und für sich selbst einen malerischen Gegenstand, während die schönste Landschaft nur dadurch malerisch wird, wenn man solche aus einem Gesichtspuncte erblickt und auffaßt, wo sie von Bäumen, Felsen, Gebäuden umgrenzt und zu einem abgeschlossenen Ganzen umrissen wird."

Die Inseln haben ferner den pittoresken Vortheil, daß sie ihre Wellenumriffe zweifach zeichnen, dieselben Baum- und Buschwipfel, die sich in die blauen Lüfte empor wölben und vom Horizont abheben, wiederholen sich im Wasser, und die Strom- und Fluß-Eilande entschädigen uns durch die optischen Täuschungen, welche ihr in einer durchsichtigen ruhigen Woge gespiegeltes Bild hervorbringt, für die Einförmigkeit ihrer Formen.

Die Nebengelände scheinen mit ihren duftigen Traubengehängen in dem smaragdnen Flusse zu schwimmen, und neue Pappelwölbungen den Eingang in eine unterseeische Landschaft zu eröffnen. Der Schiffende wähnt die den Rudern entgegenschwellenden Früchte fast brechen zu können.

Die größten Schönheiten der Inseln entspringen indeß aus einer kühnen Gestaltung und einer eigenthümlichen Vegetation; so lassen die aus dem Schooße eines Eilandes im stillen Ocean sich emporwölbenden Kokospalmen dasselbe als einen der ungestümen Zärtlichkeit und dem Kosen der Windsbraut hingegebenen schwimmenden Garten erscheinen; und in den Seen von Canada oder der scandinavischen Halbinsel, gleichen die von regungslosen ungeheueren Tannen umkränzten Inseln, Pflanzen-Pyramiden.

„Eine Insel als ein an sich umgrenztes Ganze, und dennoch von einem grenzen- und rastlosen Elemente umgürtet, bietet der Phantasie einen dichterschem Spielraum als irgend eine Landschaft des Festlandes dar. Jede verschieden gestaltete und ausgestattete Inselform und Gruppe erweckt neue Allegorien; dieses von Felsen umgürtete und mit alten Eichen bekränzte Eiland, das sich aus dem beschäumten, von wilden Orkanen gepeitschten Wogenschooße emporhebt, erinnert an jene erhabnen, großartigen Geister und Charaktere wie Burke und Genß, die in, vom Taumelgeiste des Aufruhrs ergriffenen Zeiten, sich kühn und einsam und ernstwarnend über die Wogen der Revolutionen und Völkerempörungen erhebend, vielfach verkannt und angefeindet, der Gegenstand der dankbaren staunenden Bewunderung der unparteyischen Mit- und Nachwelt werden."

Jene lachende, von reizenden Gebüschern umsäumte und durchflochtene, und von einem klaren und friedlichen See umspülte Insel-Au, erinnert an jene heitern, edlen schweizerischen Lebensweisen, an jene Bonnet und Bonstetten, deren dem Studium der Natur und der Freundschaft geweihtes Leben, der unnachahmlich liebliche Dichter, der treffliche Matthiesson in seinen Erinnerungen so anmuthig geschildert hat; doch wir kehren nun zu den reizenden Eilanden des französischen Nationalflusses zurück.

Ferdinand Maria Wertheim.

## L i e b c h e n s N ä h e.

Es wogt in mir, — es ringt in mir,  
 Und ringt sich nimmer los:  
 Der Himmel dort, das Leben hier  
 Erscheint mir schön und groß:  
 Ja! Ja! Ein Lied — ich weiß es fast —  
 Hat Keim in meiner Brust gefaßt.

Und in dem Lied' — ich fühl' es ja, —  
 Da herrscht ein warm Gefühl,  
 Dem Mond verwandt, den Sternen nah,  
 Doch ist's noch im Gewühl.  
 Die Lösung nur, der Zauber fehlt,  
 Der aus dem Chaos schafft die Welt.

O Gott! da naht es still heran,  
 Jungfräulich durch die Nacht:  
 Ein Auge, lachend sternenan,  
 Von Sternen angelacht:  
 Und mondhell strahlt der helle Tag,  
 Der auf den fernen Bügen lag.

Nein! nein! Ich hab' es nicht verbannt:  
 Mein Liebchen nahte mir;  
 Und mein Gefühl, dem Mond verwandt,  
 Den Sternen nah, galt — Ihr.  
 Ihr Mund, ihr Aug' nur hat gefehlt: —  
 Und aus dem Chaos steigt die Welt.

O eine Welt! so schön so reich,  
 Ein Leben, wie so traut,  
 Ein Lieben, wie so sternengleich,  
 Ein Singen, wie so laut!  
 Ja! was mir selbst noch Räthsel war,  
 Durch Liebchens Nähe ward mir's klar!

Johann Gabriel Seibt.

## I t a l i ä n i s c h e O p e r.

Den 28. September gab die Gesellschaft italienischer Operisten die zwen und achtzigste und letzte diesjährige Vorstellung auf dem k. k. Hoftheater nächst dem Kärnthnerthore, nämlich La Donna del Lago, von Rossini. Die vorhergehende war La Cenerentola, von demselben Meister. Signora Fodor-Mainvielle hatte in der früher gegebenen Oper, Semiramide, bereits die Reihe ihrer Kunstleistungen geschlossen, und wenn man von den außerordentlichen Beweisen der Theilnahme des Theaterpublicums, besonders während der beyden letzten Darstellungen dieser Künstlerinn und am Schlusse derselben, wie aus der Vergleichung des zahlreich versammelten Auditoriums mit dem beträchtlich verminderten in den folgenden Vorstellungen schließen darf, so äußerte die Entfernung der allgemein geschätzten Sängerin schon ihren Einfluß. Ungeachtet des, wie man wohl ohne Übertreibung sagen kann, gesteigerten Beyfalls, den die Erscheinung der Signora Fodor immerfort erregte, zeigte sich dennoch der Enthusiasmus an den beyden letzten Abenden in einem weit höhern Grade, und unverkennbar sprach die Nührung der Scheidenden sich aus, obwohl Dank und

Urschied nur durch stummen Ausdruck des Gefühls sich offenbaren konnten. Die Künstlerinn soll mehrmals außer der Bühne geäußert haben, sie achte den in Wien erhaltenen Beyfall über jeden anderen Gewinn. Diese schmeichelhafte Aufnahme und die enthusiastische Würdigung bewogen sie auch in den letzten Tagen, ihre etwas früher festgesetzte Abreise noch zu verschieben, und so genossen die Kunstfreunde das Vergnügen, ihre vorzüglich glänzenden Kunstleistungen auch jetzt mehrmals bewundern zu können. Hier fügen wir zu der bereits genannten Semiramide die Parthie der Caroline in Cimarosa's Matrimonio Segreto, und der Rosina im Barbieri dei Seviglia. Es dürfte eine schwere Wahl seyn, wenn man einer dieser drey erwähnten ganz bestimmt den Vorzug geben wollte; indessen würde doch wohl die größere Zahl der Verehrer unserer Künstlerinn für die Rosina sich erklären. Unvergeßlich bleibt uns ihr Talent und ihre Anspruchslosigkeit in jeder Leistung, so wie die dankbare Erinnerung an die kunstsinigen Bewohner dieser Kaiserstadt auch sicher die geschätzte Meisterinn des Gesanges in der Ferne stets begleiten wird.

Zugleich mit ihr erfreute uns in den vorzugsweise hier erwähnten Tondichtungen der als Sänger und Darsteller ausgezeichnete Künstler, Signor Lablache, durch Wiederholung seiner trefflichen Productionen, nämlich des Figaro, des Jeronimo (in der zuvor angeführten Oper Cimarosa's), und des Assur in der Semiramis. So groß die Verschiedenheit dieser drey Charaktere ist, wenn man auch nur auf ihre mimischen Erfordernisse Rücksicht nehmen will, so vereinigt sie dieser Künstler dennoch durch den Stempel glänzender Virtuosität, den er ihnen auszudrücken weiß, zu einem dreifachen, unzertrennlichen Denkmahl seiner Kunst; und Zuschauer, die selbst auf hohen Rang im Kreis der Künstler Anspruch machen dürfen, auch vermöge ihres Talents, wie ihrer Einsicht und Erfahrung, eine entscheidende Stimme haben, gestehen unverhohlen, daß Signor Lablache in den genannten Leistungen keinen Nebenbuhler scheuen darf. Auch hier würde es den Kunstfreunden nicht so leicht werden, eine dieser Darstellungen vor der andern auszuzeichnen, doch möchte wohl Jeronimo zuletzt den Preis gewinnen, sowohl durch die Originalität der charakteristischen Entwicklung, als durch den Contrast, worin dieser taube, wunderliche Alte mit der Individualität des Künstlers steht. Auch ihm wurden die unverkennbarsten Merkmale reger Theilnahme und kunstsiniger Würdigung bis zum Ende seiner Leistungen zu Theil, die lange noch im Kreis der Freunde und Verehrer seiner Kunst, mit immer frischen Kränzen der Erinnerung geschmückt, bestehen werden.

### Singspiel.

Auf dem k. k. privil. Theater an der Wien den 27. September zum ersten Male: Der gelbe Mann. Locale Posse mit Gesang in zwey Aufzügen. Buch und Musik von Albin Pfaller. (Seitenstück zum Gespenst auf der Bastey.)

Es läßt recht fein, wenn ein Verfasser zugleich unter Buch (Text) und Musik den Namen setzen kann. Seine Gedanken in letzterer auszudrücken, das erfordert etwas mehr, als sie durch Sprache und Schriftcharaktere zu bezeichnen, die man mit der Muttermilch einsaugt, und aus dem ABC-Buch lernt. Man muß z. B. nicht nur die Zeichen, deren man sich bloß in der Kunstsprache bedient, vollkommen inne haben, sondern auch die Regeln der Composition gelernt haben, und den Umfang der Instrumente kennen. Unsere poetischen und prosaischen Kleinmeister, die sich anticipando in alle literarische und belletrische Institute (Zeitschriften, Taschenbücher u. dgl.), wo es ihnen gelingen will, eindrängen, und ihre Namen, wie gewisse Reisende und Spaziergänger, auf Tisch und Wände schreiben, pflegen in's Feld hinein zu reimen, ohne sich um die Metrik zu bekümmern, schreiben darauf los, ohne sich je nach den Regeln des deutschen Stils umzusehen. Herr Albin Pfaller hat sich's indessen mit seiner Musik ganz bequem gemacht, und sie aus mancherley bunten Läppchen und Flicken zusammen gesetzt, gleich jenen buntscheckigen Decken, die betagte Frauen zuweisen mit großem Fleiß zusammensüßeln, und die in ihrer Art nicht übel lassen. Eben so ist auch

d acht  
lärnth  
ar La  
in der  
eschloß  
Thea-  
terinn  
melten  
schlie-  
ihren  
gerthen  
den-  
rade,  
und

hier alles zusammen getragen und benutzt, wie sich's eben fügt und wie es paßt; es fügt sich aber hin und wieder leicht genug, und paßt zuweilen ziemlich gut.

Das Stück anfangend, so glaube man nicht etwa, daß der gelbe Mann einen Bezug auf den uralten, bekannten schwarzen Mann in der Komödie habe! Dem Verfasser war es vielleicht um einen colorirten Geist zu thun, so wie es auf dem Volkstheater einen rosenfarbnen gibt; er erfann daher ein Individuum, das im Leben aus lauter Ärger gelb wurde, und seine Gemüthsart sammt dem Colorit im Geisterreich beybehält. Auch auf die Kleider ging das colorische Temperament des gelben Mannes über. Das heißt doch wohl Charakterfestigkeit besitzen, und Charaktere schildern! — Dieser Geist macht einen Besuch auf der Oberwelt, mischt sich in die Angelegenheiten seiner Familie, verwandelt sich einige Mal und — weiter nichts. Doch ja! er wird durch ein Schreiben des Pluto schnell zurückberufen. — Das Stück hat eigentlich eben so wenig einen Schluß, wie einen Anfang, aber das Ende ist doch auf eigne Weise drolzig. Poffen! wird man sagen! — Eine Poffe soll es auch nur seyn; zuweisen sieht es aus, wie eine Travestie; Herr N. Pfaller hätte es auch ein Quodlibet nennen können. Oft fallen einem die alten, nicht sehr bedeutenden Worte aus der Oper (Hieronymus Knicker) ein. „So fängt hier im Sommer der Fasching schon an?“ Denn es zeigt sich überall ein bequemer Tummelplatz für die gute Laune der Bühnenkünstler, die sie nach Gefallen auch benützen. Übrigens gibt es Stücke, die so anspruchlos sind, daß sie jedem Vorwurf entchlüpfen; es ist so ganz und gar nichts dahinter, daß man sie nirgends anfassen kann; sie sind so albern, wie man sagt, daß man wider Willen darüber lachen muß. Will man indessen streng und zugleich gerecht gegen das Besagte seyn, so darf nicht geläugnet werden, daß sich Blicke einer leichten, fecken Komik darin zeigen, und diese sind so glücklich überall vertheilt, daß die leeren Zwischenräume eben nicht ermüden. Dabey hat das Stück etwas allgemein Charakteristisches, das heißt Geisterartiges: es ist völlig durchsichtig, ohne Grund und Boden. Wenn man auch auf die Erscheinung losgehen, und ihm einen Streich versehen wollte, man würde in die Luft hauen, und über sich selbst nur lachen müssen.

Das Spiel war gerundet und gefügig, nur die Figur des Bräutigams trat ein wenig grell hervor. Herr Spigeder gab den Herrn von Sechseck mit einer angemessenen, launigen Trockenheit. Er kommt hier zwar in den Fall, locale reden zu müssen, aber er weiß sich sehr geschickt zu helfen, durch einen leichten Anklang, ohne alle Anstrengung, die ausländischen Zungen ohnehin niemals gelingt, und statt Komik, viel eher noch den Reim darauf erzeugt. Seine deutliche Aussprache des Textes im Gesang ist auch etwas werth. Hr. Neubreuck führte die deutsch-französische Scene des Marquis, ohne mehr, als recht und billig zu charginen, sehr ergeßlich aus, und der gelbe Mann hatte dem Komiker hin und wieder gewisse Eigenthümlichkeiten zu verdanken, die diesem immer wohl gelingen.

### Theater = Anzeige.

Donnerstag den 9. d. M. wird auf dem k. k. priv. Theater an der Wien, zum Vortheil des Schauspielers Herrn Moritz Rott, aufgeführt: *Sinham*, nordische Sage in drey Aufzügen, nach Walter Scott, mit Maschinerien und einer neuen Schluß-Decoration. Die Musik ist vom Herrn Ignaz Ritter v. Seyfried. Sowohl die Neuheit des Gegenstandes, als Fleiß und Verdienste des genannten Schauspielers lassen eine zahlreiche Versammlung der Freunde dieser Bühne erwarten.

---

Herausgeber und Redacteur: Joh. Schickh.

---

Gedruckt bey Anton Strauß.